

# Unterschiede machen – alles andere als einfach

Differenzsensibilität kann als Sensibilität für Differenzen verstanden werden – aber auch als Sensibilität dafür, wie und mit welcher Wirkung Unterschiede gemacht werden.

Nach einer Gruppenarbeit sollen alle Schülerinnen und Schüler etwas von den Ergebnissen präsentieren. Als es so weit ist, entscheidet sich die Lehrperson anders, es stellen nur einer oder zwei aus jeder Gruppe etwas im Plenum vor. D. präsentiert somit nichts. Die Lehrperson begründet: «Das ist ein stilles Mädchen, gewissenhaft und fleissig. Sie muss nicht auch noch präsentieren. Das sollen dann die anderen machen.» (Das Beispiel stammt aus einem Online-Artikel von Mai-Anh Boger.)

Ist das eine gelungene Anerkennung von Verschiedenheit oder eine unfaire Zuschreibung und Teilhabe-einschränkung der Schülerin?

«Differenzsensibilität» kann zunächst als Sensibilität für Differenzen verstanden werden. Damit ist beispielsweise gemeint, in der Gesprächsrunde nach den Ferien nicht selbstverständlich von Ferienzeit als Reisezeit auszugehen, mit dem Kinderbuch «Alles Familie» heteronormative Bilder in den Köpfen der Schülerinnen und Schüler zu überwinden, Infoblätter an die Elternschaft in diversen Sprachen herauszugeben oder Ballsportarten verschiedenen Mobilitäten anzupassen.

Wären Differenzen einfach da und bunt und bereichernd, wäre es – relativ – einfach. Es ist aber alles andere als einfach, wie das Beispiel mit der stillen D. zeigt, die womöglich um wichtige Lerngelegenheiten gebracht wird.

## Gleichwertigkeit?

Zum einen werden auf Unterschieden mächtige und wertende Ordnungen aufgebaut. «Die mehrsprachigen Eltern», «die ADHS-Kinder», «die Fitten», «die Buben», «das stille Mädchen» – mit solchen Gruppen-



Foto: Barbara Keller

Unterschiede werden nicht nur festgestellt, sondern auch hergestellt.

konstruktionen werden pädagogische Probleme oder Passungen verhandelt. Gesellschaftlich und schulisch bedeutsame Differenzen rahmen wiederum die Wahrnehmung des einzelnen Kindes. So kann individuelles Spielverhalten wahlweise zum Gender-, zum Milieu- oder auch zum Neurodiversitätsthema werden. Und dann wird es kompliziert: Denn das ausgemachte Thema kann den Blick auf das Verhalten eines Kindes sowohl verstellen als auch erhellen.

## Differenzierung?

Zum anderen werden Unterschiede nicht nur festgestellt, sondern auch hergestellt. Lehrpersonen machen Unterschiede. Sie tun das etwa, wenn sie geschlechtsabhängig Vorlieben suggerieren («Buben schlagen Bälle härter»), wenn sie an das zwei(!)sprachige Kind die Frage richten: «Wie heisst es in deiner Sprache?», oder wenn sie «leistungsschwächeren» Schülerinnen und Schülern eine Einzelarbeit, etwa Abschreiben, geben, während die «starken» Schülerinnen und Schüler zeitgleich eine Geschich-

te in der Gruppe schreiben. Und wenn sie während der Erzählung des einen Kindes öfter helfend eingreift als beim anderen Kind? Oder, wenn stillere Schülerinnen und Schüler vom Präsentieren in der Klasse ausgenommen werden? Doch ist nicht genau das geboten? «Binnendifferenzierung» und «Scaffolding» sind nur zwei Beispiele für pädagogisches Handeln, das das Gegenteil des Erwünschten bewirken kann.

## Differenzsensibilität

Differenzsensibilität kann also auch verstanden werden als Sensibilität dafür, wie und mit welchen Wirkungen Unterschiede gemacht werden. Diskutiert man darüber kritisch, offen und oft, wächst die Sensibilität. Und das pädagogische Team sucht dann vielleicht nach Lösungen, wie D. beim Präsentieren eingebunden werden kann.

ASTRID BIERI  
SIMONE KANNENGIESER  
Institut Spezielle Pädagogik und  
Psychologie, PH FHNW